

Offene Wissenschaft – Erste Erfahrungen mit <open access>- Publikationsplattformen im Bereich der Sozial- und Geisteswissenschaften

Andreas Abegg*

Der Pulverdampf der zahlreichen Erklärungen dazu, wie Universitäten, Bibliotheken und wissenschaftspolitische Akteure auf die zunehmende ökonomische Monopolisierung wissenschaftlicher Erzeugnisse durch die Verlage zu reagieren gedenken, verzieht sich langsam. Es zeichnet sich die Umsetzung verschiedener Projekte ab, mit welchen die Zukunft der sogenannten Wissensgesellschaft sichergestellt werden soll. Erste Erfahrungen auf dem Weg zu einer <offenen Wissenschaft> wurden inzwischen auch mit sozialwissenschaftlichen und rechtswissenschaftlichen Publikationsplattformen gesammelt, die nach den Standards von <open access> betrieben werden. In der Folge soll über die Umstände, die zur Gründung dieser Publikationsplattformen führten, und über die ersten praktischen Erfahrungen mit einer neuartigen, auf dem Medium des Internets aufbauenden Methode zur Verbreitung von Wissen berichtet werden.

Vom Gutenberg- zum Internet-Zeitalter

Im Gutenberg-Zeitalter wurden wissenschaftliche Erkenntnisse vor allem in der Form von Zeitschriften und Monographien verbreitet. Dabei waren in aller Regel die Wissenschaftler der Universitäten für die Erarbeitung, Zusammenstellung und Qualitätssicherung des Inhalts besorgt, während wirtschaftlich operierende Verlage gegebenenfalls die Herstellung und so- dann vor allem den Druck und die Verbreitung übernahmen.

In dieser Symbiose zwischen dem wissenschaftlichen Interesse an der ebenso gezielten wie auch weitflächigen Verbreitung von Wissen einerseits und den wirtschaftlichen Interessen der Verlage andererseits diente die Übertragung der Nutzungsrechte vom Wissenschaftler auf den Verlag primär dazu, die Leistungen des Verlags zu entschädigen. Dem Verlag wurde mit der Übertragung der Nutzungsrechte die Möglichkeit gegeben, den Text nach seinen eigenen unternehmerischen Vorstellungen kommerziell zu nutzen und damit möglichst auch für die Verbreitung des wissenschaftlichen Produktes zu sorgen. Weder die Forscherin und der Forscher noch die Universität oder die öffentliche Hand hatten dagegen ein spezifisches Interesse an den aus dem Urheberrecht abgeleiteten Nutzungsrechten. Dieses fehlende Interesse am Urheberrecht und seiner wirtschaftlichen Ausschöpfung geht letztlich auf das moderne Verständnis von Kreativität zurück, welches die gesamtgesellschaftliche Dimension von Kreativität betont, die sich nicht in Geld messen lässt.¹

Diese Interessenlage hat sich allerdings in jüngster Zeit in verschiedener Hinsicht verändert. Die Wissenschaft hat mit dem Internet eine neue Kommunikationsmöglichkeit hervorgebracht, welche die Effizienz der Wissensverbreitung massiv steigert und die entsprechenden Kosten markant senkt. Zugleich aber erlaubt es die Struktur des Mediums Internet, den Zugang zu Informationen gezielt zu strukturieren und zu beschränken. Zahlreiche Verlage haben in dieser Situation die bestehenden Nutzungsrechte dazu benutzt, <ihre> wissenschaftlichen

* Dr. iur., LL.M, Rechtsanwalt. abegg@naterdallafior.ch. Der Autor betreibt als Co-Herausgeber eine <open access>-Publikationsplattform im Bereich der rechtlichen Grundlagenforschung, Ancilla Iuris – www.anci.ch, unterstützt von der Schweizerischen Akademie für Geistes- und Sozialwissenschaften, www.sagw.ch.

¹ MAURIZIO BORGHI, Rewarding Creativity in Law, Economics and Literature, Ancilla Iuris (anci.ch) 1 54-63 (2006).

Texte in Internetarchiven zusammenzutragen und den Zugang dazu von der Entrichtung von immer höheren Gebühren abhängig zu machen. Dies hat dazu geführt, dass die Universitäten den Internet-Zugang zu dem von ihnen selbst produzierten Wissen mit teurem Geld einkaufen müssen. Die Spitze des Eisberges waren die finanziellen Forderungen des grössten wissenschaftlichen Verlages der Welt, Elsevier, die in Universitäten und anderen Forschungseinrichtungen für einen Sturm der Entrüstung sorgten und dem Projekt der <open science> einen entscheidenden Schub verliehen.² Vom Momentum dieser Bewegung zeugen der äusserst lebendige wissenschaftliche Diskurs³ und die <open access>-Deklaration von Berlin vom 22. Oktober 2003, der sich zahlreiche Institutionen der Wissenschaft angeschlossen haben.⁴ Dagegen sind Versuche, die Situation durch gesetzliche Änderungen zu entschärfen, bis heute in keinem Land wesentlich über Grabenkämpfe politischer Interessenvertretung hinausgekommen.⁵

Die Projekte <open archive> und <open access> sind denn auch gerade als Versuche der Wissenschaft zu begreifen, sich in Eigenregie von jenen kommerziellen Fesseln zu lösen, die eine neue Art der Wissensverbreitung behindern:

- Im <open archive> legen die Wissenschaftler eine Kopie ihrer Publikationen auf einem öffentlichen und uneingeschränkt abfragbaren Server ab, der sodann von spezifischen <open archive>-Suchmaschinen durchpflügt wird (sogenannt grüner Weg). Im Gegensatz zum deutschen Recht, das nach § 38 Urheberrechtsgesetz den Verlagen die ausschliesslichen Nutzungsrechte an Beiträgen zu Sammlungen für den Zeitraum eines ganzen Jahres zuspricht, steht das schweizerische Recht einer doppelten Publikation weniger im Weg: Nach Art. 382 Abs. 3 Obligationenrecht dürfen grössere Beiträge an Zeitschriften bereits nach drei Monaten weiterveröffentlicht werden. Ein Problem besteht allerdings dann, wenn der Verlag in einem (zumeist vorgeformten) Verlagsvertrag diese Nachpublikation untersagt oder in einer Generalklausel die gesamten Rechte für sich in Anspruch nimmt.
- Diese rechtlichen Schwierigkeiten ebenso wie die zusätzlichen Kosten, die durch eine Doppelpublikation entstehen, sucht die <open access>-Publikation zu vermeiden, mit welcher die Leserinnen und Leser die in <open access>-Journalen erstpublizierten Texte frei, d. h. ohne Einschränkungen und ohne Entgelt, lesen, herunterladen, kopieren und insbesondere weiterverbreiten können (sogenannter goldener Weg).

Der effiziente Einsatz öffentlicher Mittel

Die <open science>-Bewegung lässt sich aber nicht allein auf rein wissenschaftliche Bedürfnisse reduzieren. Von zentraler Bedeutung ist zudem aus wissenschaftspolitischer Sicht das Prinzip des effizienten Einsatzes öffentlicher Mittel. Was damit konkret gemeint ist, lässt sich verdeutlichen, wenn die Publikationskosten den Kosten in der Erarbeitung von Wissen gegenübergestellt werden.⁶

² Vgl. die Mitteilung der Freiburger Kantons- und Universitätsbibliothek vom Mai 2005: "Seit Ende März sind die elektronischen Zeitschriften von Elsevier an der Universität Freiburg nicht mehr zugänglich. Das Konsortium der Hochschulbibliotheken sah sich gezwungen, die Verhandlungen ergebnislos abzubrechen; nunmehr muss jeder Campus eine individuelle Lösung suchen, bisher in den meisten Fällen erfolglos oder aber zum Preis eines drastisch reduzierten Angebots."; http://www.fr.ch/bcu/info_uni/info_semestre05_D.htm, letztes Update: 9. Juni 2005, letzter Zugriff: 30. Mai 2008.

³ Siehe die Bibliographie bei CHARLES W. BAILEY JR., Digital Scholarship, in: <http://www.digital-scholarship.org/>, letztes Update: 2005, letzter Zugriff: 30. Mai 2008.

⁴ Abrufbar unter: <http://oa.mpg.de/openaccess-berlin/berlindeclaration.html>, letztes Update: 22. Oktober 2003, letzter Zugriff: 30. Mai 2008.

⁵ WILLI EGLOFF, Das Urheberrecht und der Zugang zu wissenschaftlichen Publikationen, sic! 705-717 (2007).

⁶ JESSICA LITMAN, The Economics of Open-Access Law Publishing, Lewis & Clark Law Review 10 779-795 (2006).

Die unumgänglichen und mit Abstand bedeutendsten Ausgaben der Verlage sind jene des Drucks und des Versands. Diese Kosten werden für eine durchschnittliche Zeitschrift mit jährlich vier Ausgaben im Bereich von 50'000 Franken pro Jahr liegen. Im schlechtesten Fall werden nach Abzug der Einnahmen aus Abonnementen für eine Zeitschrift, zum Beispiel in der geistes- oder sozialwissenschaftlichen Grundlagenforschung, noch etwa 15'000 Franken an Subventionen benötigt.

Diesen Kosten im Druck und in der Verteilung der Publikationen stehen die Kosten in der Erzeugung und Zusammenstellung der Publikationen gegenüber, die in aller Regel von den Wissenschaftlern im Rahmen ihrer universitären Anstellung, im Rahmen öffentlicher Forschungsfinanzierung oder aufgrund eines privaten Interesses «an der Sache» geleistet wird. Wenn man der Vereinfachung halber annimmt, eine Professur koste die öffentliche Hand 250'000 Franken pro Jahr und die Stelle eines wissenschaftlichen Mitarbeiters die Hälfte davon, 40 % der Anstellungszeit stehe für Forschung zur Verfügung und in dieser Zeit würden durchschnittlich fünf Aufsätze geschrieben, so belaufen sich die Kosten eines Aufsatzes auf 20'000 respektive 10'000 Franken. Da unsere Modellzeitschrift pro Ausgabe fünf Aufsätze je hälftig von Professoren und von wissenschaftlichen Angestellten publiziert, belaufen sich die entsprechenden Kosten auf 300'000 Franken. Dazu sind nun noch die Kosten der Redaktionsarbeit zu zählen, also insbesondere die Auswahl und redaktionelle Begleitung der Texte.

Ohne nun die Schlussrechnung zu vollziehen, zeigt sich in aller Deutlichkeit, dass die Kosten in der Produktion von wissenschaftlicher Erkenntnis (samt redaktioneller Auswahl) die Kosten der Verbreitung um ein Vielfaches übersteigen. Die öffentliche Hand subventioniert also die Verbreitung von Wissen durch die Verlage in massiver Weise und gibt dabei mit der Übertragung von weitreichenden Nutzungsrechten auch den Schlüssel für die Wissensverbreitung im neuen Medium Internet aus der Hand.

In Fachkreisen wird darüber gestritten, ob insgesamt eine «open access»-Publikation tatsächlich immer billiger als eine gedruckte Zeitschrift sei – insbesondere wenn man auch die auf die einzelnen Leserinnen und Leser abgewälzten Druckkosten berücksichtige. Empirische Studien deuten zwar darauf hin, dass die Kosteneffizienz von «open access» jene des Papierdruckes weit übersteige und somit volkswirtschaftliche Steigerungen in Milliardenhöhe resultierten.⁷ Das scheint mir aber aus der aufgezeigten Perspektive nicht der entscheidende Punkt zu sein. Von zentraler Bedeutung ist vielmehr, dass mit dem Medium Internet die Notwendigkeit weggefallen ist, die Verteilung von Wissen mit weitreichenden Nutzungsrechten zu entschädigen. Diese aus der Gutenberg-Zeit stammende Praxis behindert vielmehr die Entwicklung neuer innovativer Zugänge zu Wissen. Dies wiegt besonders schwer, wenn man bedenkt, mit welchem massgeblichem Einsatz von öffentlichen und gesellschaftlichen Mitteln dieses Wissen hervorgebracht wird. Mit Blick auf das Prinzip des effizienten Einsatzes öffentlicher Mittel lässt es sich heute – im Zeitalter des Internets – nicht mehr rechtfertigen, den Aufwand der Wissensverteilung mit weitgehenden Nutzungsrechten zu entschädigen, damit das Recht am Zugang zu Wissen aus der (öffentlichen) Hand zu geben und folglich zu riskieren, dass die öffentlich finanzierte Wissenserarbeitung in ihrer Funktion beeinträchtigt wird.

⁷ JOHN HOUGHTON/PETER SHEEHAN, The Economic Impact of Enhanced Access to Research Findings, in: CSES Working Paper - Centre for Strategic Economic Studies, <http://www.cses.com/documents/wp23.pdf>, letztes Update: Juli 2006, letzter Zugriff: 30 Mai 2008.

Parallelität kommerzieller und nicht-kommerzieller Wissensverbreitung

In der allgemeinen Diskussion wurde bislang in aller Regel impliziert, die <open science>-Bewegung löse die kommerziellen Verteilungsstrukturen ab und stehe diesen unversöhnlich entgegen. Dies stimmt in der Tat insofern, als einerseits Verlage oft unter Anrufung von exklusiven Nutzungsrechten die <open science>-Konkurrenz in Schach zu halten suchen und als andererseits die <open access>-Bewegung definitionsgemäss zwar eine Weiterverwendung von Publikationen zulässt, dabei aber in aller Regel eine kommerzielle Weiterverwendung wie etwa den Verkauf an ein Internet-Archiv unterbindet.

Wenn es allerdings aus einem übergeordneten Interesse darum geht, den Zugang zu Wissen für die Zukunft für die ganz Gesellschaft offen zu halten und eine möglichst weite Verbreitung von Wissen zu gewährleisten, dann müssten beide Wege der Wissensverbreitung nebeneinander zum Zuge kommen können.⁸ Aus dieser Sicht ginge es somit darum, eine allgemeine Regelung anzustreben, mit welcher öffentlich finanzierte, wissenschaftliche Erzeugnisse sowohl für eine nicht-ökonomische wie auch für eine ökonomische Verbreitung offen stehen – und zwar jeweils unter der Bedingung, dass innert nützlicher Frist die Möglichkeit weiterer freien Verwendungen gewahrt bleibt. Da eine sinnvolle gesetzliche Regelung nicht in Sicht ist,⁹ liegt es heute an den Universitäten und den Akteuren der Wissenschaftspolitik, ihren Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern entsprechende Vertragsregelungen zumindest nahezulegen oder diese – wie es jüngst Harvard getan hat¹⁰ – darauf zu verpflichten.¹¹

Verbleibende Fragen und Schwierigkeiten auf dem <goldenen Weg>

Liegt also auf dem <goldenen Weg> nur Gold, wenn mit einer <open access>-Publikation die Verteilung von Wissen effektiver und wohl häufig kosteneffizienter als mit gedruckten Zeitschriften vorgenommen werden kann und dabei zugleich die Rechte an den wissenschaftlichen Erzeugnissen in den Händen der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler oder deren Institutionen bleiben? Tatsächlich hat die <open access>-Bewegung in Kontinentaleuropa bislang nur in sehr begrenztem Umfang Fuss gefasst. Worin liegt dies, und wie könnten die entsprechenden Hürden überwunden werden?

Abseits vom Know-how kommerzieller Verlage im Aufbau einer Zeitschrift und ohne ein Netz von Universitätsverlagen, die eine unterstützende Rolle übernehmen könnten, sind die Gründerinnen und Gründer von <open access>-Publikationsplattformen weitgehend auf sich selbst gestellt.¹² Die Überwindung verschiedener technischer Hürden – wie insbesondere die Wahl der Software, mit welcher die Internetpublikationsplattform betrieben wird, und der konkrete Aufbau der Website – sind für den kostengünstigen und erfolgreichen Betrieb einer Publikationsplattform im Internet entscheidend. Während die Universitäten und Bibliotheken bislang vor allem offen zugängliche Dokumentenserver (sogenannte Repositorien) nach dem <open archive>-Standard aufgebaut haben, auf welchen die Wissenschaftlerinnen und Wissen-

⁸ CHRIS ARMBRUSTER, Cyberscience and the Knowledge-based Economy, Open Access and Trade Publishing: From Contradiction to Compatibility with Nonexclusive Copyright Licensing, *International Journal of Communications Law & Policy* 2008 20-38 (2006).

⁹ WILLI EGLOFF, Das Urheberrecht und der Zugang zu wissenschaftlichen Publikationen, *sic!* 705-717 (2007).

¹⁰ Harvard OA-mandate: http://www.fas.harvard.edu/~secfas/February_2008_Agenda.pdf, letztes Update: 8. Februar 2008, letzter Zugriff: 30. Mai 2008.

¹¹ Vgl. hierzu PETER SUBER, The open access mandate at Harvard, in: SPARC Open Access Newsletter 119, <http://www.earlham.edu/~peters/fos/newsletter/03-02-08.htm>, letztes Update: 2. März 2008, letzter Zugriff: 30. Mai 2008.

¹² So auch das Fazit von GERD HANSEN, Zugang zu wissenschaftlicher Information – alternative urheberrechtliche Ansätze, *GRUR Int.* 378-388 (2005).

schaftler eine digitale Kopie von publizierten Aufsätzen ablegen können, bieten sie bislang keine bis wenig Hilfestellung im Aufbau eines <open access>-Journals. Ein Äquivalent zu <be-press> – <Berkeley Electronic Press> –, die unter einem <quasi-open access-Standard> eine weite Palette von praktischen Hilfestellungen zum Aufbau neuer Publikationsmöglichkeiten bietet,¹³ oder zu <Scholarly Exchange>, die gegen Gebühr bei Aufbau und Betrieb eines <open access>-Journals hilft,¹⁴ sucht man bisher in Europa vergeblich. Immerhin hat jüngst die deutsche Informationsplattform open-access.net damit begonnen, nützliche Information zur Gründung und zum Betrieb von <open-access>-Publikationsplattformen zusammenzutragen.¹⁵ Eine konzise Sammlung von ganz praktischen, allerdings vorwiegend auf den amerikanischen <Markt> ausgerichteten Informationen besteht zudem in Buchform.¹⁶

Abgesehen von diesen technischen und konzeptionellen Schwierigkeiten bestehen sodann auch grundsätzlichere, strukturelle Hürden und Problemstellungen: So ist eine gewisse Zurückhaltung der Forscherinnen und Forscher gegenüber einer <open access>-Publikation zu verzeichnen. Neben der generellen Scheu, ihre für die <Ewigkeit> erarbeiteten Erkenntnisse dem schnelllebigen Medium Internet anzuvertrauen, mag dies damit zu tun haben, dass sich wissenschaftliches Prestige vor allem über Publikationen in renommierten Zeitschriften gewinnen lässt,¹⁷ <open access>-Zeitschriften aber eben erst aus der Taufe gehoben wurden und somit Forscherinnen und Forscher ihre Texte bislang lieber den etablierten gedruckten Zeitschriften anbieten.

Dieses Problem wird sich freilich dann lösen, wenn die <open access>-Zeitschriften den Kinderschuhen entwachsen sind und sich bewährt haben. Das Problem könnte aber auch bereits vorgängig durch verschiedene Massnahmen entschärft werden: Erstens müssten die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler über die Vorteile der <open access>-Publikation besser aufgeklärt werden – insbesondere über die Möglichkeit weiterer Verwendungen ihrer Texte sowie über den weit grösseren Streubereich von <open access>-Publikationen infolge des freien Zugangs und infolge von speziellen akademischen Internet-Suchmaschinen.¹⁸ Zweitens könnten bildungspolitische Akteure, die wissenschaftliche Forschung finanzieren, und Bildungseinrichtungen selbst ihren Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern die <open access>-Publikationen nahelegen oder gar vorgeben. Und drittens könnte <open access> dadurch effizient gefördert werden, dass entsprechende Publikationen zu einer privilegierten Bewertung im Rahmen von Beurteilungen der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern und von Bildungseinrichtungen führen.

Grundsätzliche Einwände gegenüber <open access>-Publikationen werden sodann bezüglich des Wechsels vom leserfinanzierten zum autorenfinanzierten Publikationsorgan vorgebracht.¹⁹ Verfechter des Gutenberg-Modells nehmen an, die Finanzierung durch die Leserinnen und Leser bringe das Bedürfnis nach Qualität im Allgemeinen und damit das System der <peer-review> (Begutachtung eingegangener Texte nach Qualitätskriterien) im Besonderen

¹³ <http://www.bepress.com>.

¹⁴ <http://www.scholarlyexchange.org>.

¹⁵ <http://open-access.net>.

¹⁶ DAVID J. SOLOMON, *Developing open access electronic journals a practical guide* (Oxford, 2007).

¹⁷ WISSENSCHAFTSRAT, *Empfehlungen zur Ausgestaltung von Berufungsverfahren*, Drucksache 6709-05 (Köln, 2005).

¹⁸ STEVE LAWRENCE, *Free online availability substantially increases a paper's impact*, *Nature* 411 521 (2001).

¹⁹ Vgl. SARA SCHROTER/LEANNE TITE, *Open access publishing and author-pays business models: a survey of authors' knowledge and perceptions*, *Journal of the Royal Society of Medicine* 99 141-148 (2006).

hervor. Bei einer autorenfinanzierten Publikation würde dieses Qualitätsbedürfnis wegfallen, weil als Kriterium nur noch die Zugehörigkeit zu einer bestimmten ‹Gilde› zähle.²⁰

Allerdings ist diesem Einwand entgegenzuhalten, dass die Zugehörigkeit durchaus ein Qualitätskriterium darstellen kann, indem – wie bei den im angelsächsischen Raum verbreiteten ‹working papers› – die namensgebende akademische Institution für ein bestimmtes Qualitätsniveau steht.²¹ Und zudem wird der Kritik dann der Boden entzogen, wenn ‹open access›-Publikationen nicht von den Autorinnen und Autoren oder deren Arbeitgeberinnen, sondern von Drittorganisationen finanziert werden.²² Denn diese Drittorganisationen, wie zum Beispiel die im Bereich ‹open access› aktive Schweizerische Akademie für Geistes- und Sozialwissenschaften, wachen über die sinnvolle Verwendung ihrer Beiträge und fordern – in einem breiten Rahmen – Qualitätsstandards wie etwa eine ‹peer-review› ein. Eine strukturelle Stärkung dieser offenen und nach Kriterien der Wissenschaft angeleiteten Publikationsweise könnte und sollte also insbesondere durch das vermehrte Bereitstellen von Drittmitteln für ‹open access›-Publikationen erfolgen.

Fazit

Zwar haben zahlreiche wissenschaftliche Institutionen öffentliche Dokumentenserver aufgebaut, in welchen ihre Forscherinnen und Forscher die wissenschaftlichen Erzeugnisse zusätzlich zur gedruckten Publikation in elektronischer Form ablegen sollen. Insgesamt ist aber die Unterstützung für die ‹offene Wissenschaft› und insbesondere für ‹open access›-Journale mehr eine deklaratorische denn eine materielle geblieben.²³ Diese mangelnde Unterstützung ist bedauerlich. Denn die nötigen öffentlichen Investitionen, um im Übergang von der Gutenberg- zur Internetzeit mithilfe von wirtschaftlichen *und* wissenschaftlichen Verteilungsmethoden einen breit abgestützten Zugang zu Wissen zu ermöglichen, sind im Vergleich zu den Kosten des erarbeiteten Wissens, wie gesehen, gering.

²⁰ Unter anderen JOHN REGAZZI, *The Shifting Sands of Open Access Publishing, a Publisher's View*, *Serials Review* 30 275-280 (2004).

²¹ ROB KLING/LISA SPECTOR/GEOFF MCKIM, *Locally Controlled Scholarly Publishing via the Internet: The Guild Model*, in: *The Journal of Electronic Publishing*, <http://www.press.umich.edu/jep/08-01/kling.html>, letztes Update: August 2002, letzter Zugriff: 20. März 2008.

²² DECLAN BUTLER, *Scientific publishing: Who will pay for open access?*, *Nature* 425 554-555 (2003).

²³ So jüngst auch WILLI EGLOFF, *Das Urheberrecht und der Zugang zu wissenschaftlichen Publikationen*, *sic!* 705-717 (2007).